

af beim
as dazu
sondern
n. Ein
st von
Tagen,
r lange
geheia
Zeichen
berichtet
kommen
immer
ändiger

Zahren
her über
oue Ma-
er Kata-
zwanzig
chiedenen
d andere
Personen,
che ging
ndlander

des bei
hundert,
ch genar
ers wir
ne Haar
lmähner
uch durch
n Finger
in einem
ient die-
euge dar-
e schlän-
mt, dazu
sonderes
acht der
n Finger
te.

ichen Ge-
elle. De-
heit, ihr
die ein-
einander.
och heute
gestellt

usdrück
ngedeutet.
e übrigen
ger durch
inn ver-
r Haupt-
ung wohl
en, jedoch
st so die

rikett!

eigerung

ag, den 21.
Uhr, werde-
der im Ost-

ietend gegen
erfeigern.

August 1930.
tsvollzieh.

mer-
ssen

stigen Fällen
Tagen unter
eigig ungeschä-
ngemittel
beständig.

Preis M 270

ffer Straße A
A. Kaupel.

it gesucht!

hlschein.

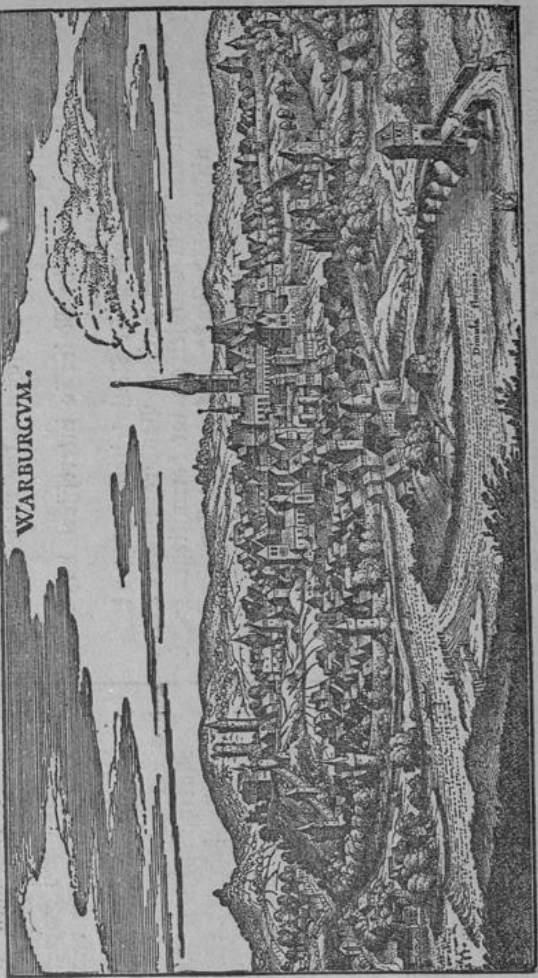
her sucht
ember eine

hnung

se.

999 an die
dieses Blattes.

Warburger Worte



**Gratisbeilage zum
Warburger Kreisblatt**

Ersteht vollständig kostenlos
Gesagte Beiträge willkommen
Nachdruck der Originalbeiträge
verboten

Schiffleiter Paul Dietz, Warburg
Druck und Verlag
des Warburger Kreisblattes

Mr. 66 20. August 1930 5. Jahrgang

Die Gouvernante

ROMAN VON ERIKA FORST
Copyright by Martin Feuchtwanger, Halle (Saale)

"Nod daut für das Kompliment", entgegnete Martha Meier mit schelmischem Lächeln. Und ihre Reiterin, harte Karleffen, grinste zurück, aber er ließ die Lippen aufeinander. "Keinen Kitz!" hatte er sich selbst. "Es wäre ein zu elendes Surrogat für das, was ich empfinde." So schweigend, bis Martha mit tiefem Atemzug sagte: "Seht am Rhein sein und auf diesem Pferde?" "Ich glaube, Sie sehen sich nur immer fort von hier?" erwiderte Karleffen mit so ehrlicher Traurigkeit in der Stimme, daß Martha ihn mit einem jener raschen, fragenden Blicke ansah, die ihren Augen einen so eigenartigen Reiz verliehen.

"Sind denn Sie", entgegnete sie, "gern in dienender Stellung?"

Karleffen runzelte leicht die Brauen. "Der Baron ist sehr gültig."

"Sie ist es auch. Wirklich. Trotz der taugen Schale. Freilich, sie tadelt mich ein bißchen zu oft, zu viel, weniger wäre vielleicht wirkungsvoller. Aber sie hat schon recht, mehr sogar, als sie selbst weiß. Ach, Herr von Karleffen, ich habe wirklich allerlei ausgetrieben. Geld, Sie verraten mich nicht? Ich habe so ein Gefühl, als ob ich Ihnen grenzenlos vertrauen dürfte. Wie meinem Bruder. Und daß Sie mir noch diese Gelegenheit zum Reiten verschafft haben..."

"Ich?" fragte Karleffen überrascht.

"Ja — Sie." Martha lächelte schelmisch zu ihm hinüber. "Glauben Sie, ich wäre taub? Ich habe wohl gehört, was Sie dem Baron jargierten."

"Ich dachte nur an Nod", flötete Karleffen verlegen und voller Eurcht, sie habe jetzt keine geheimen Motive durchschaut.

Und wieder sagte Martha Meier, diesmal mit einem leicht melancholischen Ausdruck um den reizenden Mund: "Nod daut. — Kennen Sie den Rhein?" fuhr sie nach kurzer Pause an blaubern fort.

Karleffen nickte. Er sah dabei ins Weiße. "Als ich noch Offizier war, bin ich mit Mutter, Schwester und — und", er stockte, "und noch jemand, manchmal dort gewesen."

"Noch jemand? dachte Martha. Holla, der junge Mann hat eine unglückliche Liebe. Noch jemand? Eine Ex-Braut. Eheide..."

"Frage sie mechanisch."

"Wo? Köln, Bonn, Koblenz. — In Koblenz war meine Mutter sehr gern. Dort blieben wir immer am längsten..."

"Am anderen Rheinufer — für die gegenüber — liegt übrigens ein Herrchen — ich glaube, er gehört der Fürstin Hochdahl. Kennen Sie die Familie?"

Karleffen schüttelte, dies ablehnend, den Kopf. "Woher? Ich bitte Sie, wir sind kleiner Adel und die Hochdahl's sind reichsumittelbar, souverän bis 1813, mit regierenden Häusern vermandt und verschwägert. Das sind unüberbrückbare Klüfte."

"So etwa wie zwischen Meier und Karleffen?"

Der junge Inspektor hielt unwillkürlich sein Pferd zurück und bohrte seine Blicke in die des jungen Mädchens. "Wollte sie ihn herausfordern? Ach nein — in den klaren Augen stand nichts als harmloser Eger."

Er änderte die Absicht. Ein trotziges Schmeigeln lag zwischen den beiden. Und dann leuchtete Martha plötzlich leise und bang.

"Ich möge heim", sagte sie traumerloren. Karleffen wunderte sich. Wie hatte er das übermüdete, feste, aufgewachte Mädchen so weich, so ernt gesehen. Ein Mädchen, das in ihm auf. Wollte sie dennoch ihn rühren? Führen? Warum gehen Sie nicht? fragte er ein wenig spöttisch.

"Ich sage Ihnen ja — ich habe etwas verbrochen."

"Und sind verbannt."

"Ich bin freiwillig gegangen, und sie mögen mich suchen, bis sie mich finden, aber, o b sie mich suchen?"

gleich für seine treuen Vorgesetzten verloren. Seine eigene Seite das Gebirgsgegend, tat ein paar Schritte, und in das friedliche Waldesgrün hinein schmeitete ihre neuere Gramophonplatte. "Donna Clara..."

Die Wirkung war gänzlich unerwartet. Mit einem Satz sprang Herr Willibald auf die Beine. Sein eben noch so nachlässiges Gesicht war dunkelrot, von Zorn verzerrt, und nach einigen vergeblichen Versuchen zu sprechen, kam es halb erstickt vor Erregung über seine Lippen: "Aber das ist ja eine niederrückliche Gemeinheit!" Und er schritt hastig zu ihrem Erntausen, erholte sich, war er im Aufschritt verknüpft. Als sie nach geräumter Zeit sehr bestimmt ihr Zimmer betrat, wurde ihr ein Brief überreicht. Hastig öffnete sie ihn und las völlig verständnislos folgende heftig hingekritzeltelte Worte: "Donna Clara! Ich hab Dich zwar nicht tanzen gesehen — aber ich bin ein neuer Huisar — und darum reise ich ab! Willibald Du machst!"

Kopfschüttelnd legte Clara den Brief hin. Schade — jammervoll! Quersicht hatte doch der Herr Duennmeyer einen ganz vernünftigen Grund gemacht!

So kam es, daß Herr Willibald doch nicht heiratete. Freilich Clara aber tröstete sich damit, daß sie jung und hübsch war und wohl noch einen anderen finden würde als solchen verrückten alten Junggesellen.

Die letzte Nacht.

Die letzte Nacht. Eine von Walter Hammer-Webs.

an. Der Ton seiner Stimme ist so ruhig, die Lippe so fest. "Wo ist der Abbe?"

"In meinem Zelle, Sir."

"Wo haben denn Sie die Nacht zugebracht?"

"Auf einem Stuhle, Majestät."

"Das betrifft mich nicht, mein armer Clergy." Dieses Königs Fürzoge um seine Diener währte bis zu seinem Ende.

Als um halb sieben der Schall einiger Trommeln durch den Nebel heraufdrang, sagt der König: "Ich glaube, das ist das Signal zum Aufbruch der Nationalgarde." Er horcht dem Kommen seiner Begleiter zum Todegang entgegnet und öffnet ihnen die Tür, ehe er und der Priester bereit sind. Jeder Einbildungskraft hat ist alles, was er denkt und sagt, schale Prosa. Der Kammerdiener, nicht der König weint.

Als der König seinen allerletzt Gedankengang empor. Die Wände sind verdoppelt, nicht abgelöst. Fünf Minuten später erregt die Tür unter heftigem Klopfen, und Ludwig XVI. öffnet selbst seinen Zellen.

Als er über den inneren Hof geht, merkt er sich zweimal um und blickt zu der roten Steinmauer des Tempels seines Hinauf. Doch die braune Dürsttheit der Luft ist für sein Auge unüberwindlich. Das mag selbst für ihn ein sehr bitterer Schmerz sein, denn im dritten Stode dieses Turmes weilen seine liebsten Menschen. Edgeworth schreibt in seiner Geschichte dieser Tage, daß der König sich in diesem Augenblicke einen Aufstand gedachte, um keine feste Diktatur wie der zu gewinnen. Er verbrachte vielleicht auch Mühe, es ist nicht seine Schuld, daß er kein Aufstand, kein Pitt wurde. Mit tadelnden, schlagenden Schritten geht er über den äußeren Hof und stößt, als er in die vierstige, dunkelgrüne Barocke steigt, mit dem Kopf an den Türschwamben an. Kein Ball von einem König ist an ihm. Der Abbe steigt hinter ihm ein, zwei Genossen nehmen die gegenüberliegenden Ecken ein, die Vorhänge werden herabgelassen, und der König rollt durch den braunen, nassen Morgen zur Richtstätte, begleitet von zwölf bewaffneten Soldaten. Achtzigtausend Bürger, mit Musikanten und Riften bewaffnet, stehen in den benachbarten Straßen. Alle Türen sind geschlossen. Louis Capet steht auf dem Schafot, blickt dann auf die dichtgedrängte Menge und auf die gepreßte Figur des stolzen Bourbonen, das Monument Ludwigs XIV. Da nimmt auch er die Geiste der französischen Majestät an und wird ein König in der letzten Viertelstunde seines Lebens. Im Temple aber schreien Frauen und Kinder zum Himmel.

Edgeworth hebt das Kreuz vor den glänzigen Augen des Königs. Die Masse und die Religion helfen ihm, er benimmt sich gelassen und wacker, tut nichts Gemeines und Widerwärtiges in diesem großen Augenblicke. Als er seinen Geist aushaucht, blickt die Sonne eine Stunde lang durch den grauen Nebel.

Die Halle wächst. Aber nicht, wie wenn der Tag kommt. Das Fadelrot fließt in den Dunkel hinaus. Der dunstige Himmel nimmt die Farbe an. Die Plätze dehnt sich. Ein vernünftiges Conscience geht durch die Luft. Menschen hört man nicht. Das Schlafzimmer des Königs ist nicht geräumig; es mißt nur fünf und vier Meter. Ein einziges noch dazu vergittertes Fenster ist vorhanden. Schwer drücken die andert-halb Meter hohen Mauern auf das Gemüt. Die Wände sind mit Tapeten besetzt, die weiße Blumen auf einem glänzenden hellen Grunde tragen, und über den roten Stein des Gemäuses spinnst sich eine Leinwand, auf der goldfarbene Sterne in einem indigoblauen Felde prangen.

Das schmale Himmelbett erregt von dem tönenden Atem des Schlafers. Das Haar und das Gesicht sind grau, abgesehen er noch nicht vierzig zählt. Er hat seine königlichen Sorgen gehabt, die Kränze an den Wangenwinkeln und die Furchen um die Lippen sind tief, die Unmöglichkeit der Wangen und die Mündigkeit des Lebens sind verschwunden. Aufgerichtet und ihr Verhältnis mehr als jemals steigend, steht die große, dicke Nase der Bourbonen.

Abbe Edgeworth, der ergeben wartet, bis er dem Scherenden den letzten Trost spenden darf, muß in seinem unglaublichen Verwundern an den Verfall dieses Königtums gedacht haben. Die Guillotine für ein geköntes Haupt! Ein Gerichts-mord an dem geliebten Sohne des heiligen Ludwig! Aber es ist fast ebenso wunderbar, daß Henry Essey Edgeworth, ein Ire und Abkömmling von Protestanten, dem herbernden Ludwig XVI. zur Seite steht. Er mußte seinen Namen in Edgeworth de Fremont umbenennen, blieb aber der unverkennbare Ire, der uns aus seinem Bildnis im Carnavalet-museum entgegenblickt. Die Witschswärde wies er zurück, um Reichvater der irischen Kolonie in Paris bleiben zu können. Dann warf ihn der Sturm der großen Revolution an die freundlose Küste des Gefängnisses im Temple und machte ihn zum Gefangenen und letzten Trost Louis Capets.

Nun murmelt er, während er wartet und horcht, lauter, nische Worte aus seinem Gebeluch her. Es schlägt drei Uhr, vier Uhr, halb und dreiviertel fünf. Ein dumpfer Schreden wachst mit dem Fortschreiten der Zeit. Schon erschallen fünf schwere Tritte.

Das Schmachthorn hört auf, eine Hand schiebt den Bettvorhang zur Seite, und das schlaftrige Gesicht des Königs erscheint. Er gähnt. "Zehn Uhr, Clergy?"

Ein wenig seiner Wintermorgen in Verfall, an denen er jetzt zur Nacht aufwacht, hat er sich wahrheitsgemäß nicht gelassener betragen.

"Ich danke Ihnen, ich habe sehr gut geschlafen."

Am Morgen fand sein letztes, trauriges Zusammenfallen mit den schlafenden Frauen und Kindern statt, die seinen Herzen am nächsten standen.

"Gestern war ich sehr müde, Clergy." Selbst der Kammerdiener, der ihn so auf dem Schafot, harret ihn bei diesen Worten

